Der Sonntag nach Fronleichnam

7. Juni 2026

Kirchengebet. O Gott, der Du uns unter dem wunderbaren Sacramente das Gedächtnis deines Leidens hinterlassen hast, verleihe uns, die hochheiligen Geheimnisse deines Leibes und Blutes also zu verehren, daß wir die Frucht deiner Erlösung allezeit in uns erfahren. Der du lebst.

Evangelium (Joan. 6, 56-59). In jener Zeit sprach Jesus zu den Juden: Mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise, und mein Blut ist wahrhaftig ein Trank. Wer mein Fleisch ißt, und mein Blut trinkt, der bleibt in Mir und Ich in ihm. Gleichwie Mich der lebendige Vater gesandt hat, und Ich um des Vaters willen lebe: so wird auch der, welcher Mich ißt, um Meinetwillen leben. Dies ist das Brot, welches vom Himmel herabgekommen ist, nicht wie das Manna, das eure Väter gegessen haben und gestorben sind. Wer dieses Brot ißt, wird ewig leben.

DIE christliche Tradition betrachtet das Manna in der Wüste als Vorbild der Eucharistie, hat sich Christus selbst in der Synagoge von Capharnaum doch als das Brot bezeichnet, das vom Himmel herabgekommen ist. Das Manna, das die Juden in der Wüste aßen, war eine Wegzehrung von Gott auf ihren langen Wanderungen ins Land der Verheißung. Ebenso ist die Eucharistie Gottes Wegzehrung für die Christen auf ihrer irdischen Pilgerschaft, deren Ziel der Himmel ist. Christus, das lebendige Brot vom Himmel, ist die Speise der Christgläubigen schon auf Erden. Die Juden murrten gegen Jesus, als Er ihnen dies eröffnete. Murren ist eine Reaktion der Unzufriedenheit. Ihre Väter hatten gegen Moses und Aaron in der Wüste gemurrt. Deren Nachfahren

in Capharnaum murren gegen Jesus in dem Augenblick, da Er sich das lebendige Brot vom Himmel nennt. Wo sich das Murren direkt oder indirekt gegen Gott richtet, ist es Ausdruck des Kleinmutes oder gar des Unglaubens. Diese Hörer lehnen Jesu Anspruch, das Lebensbrot zu sein, ab, weil Er nicht den Kriterien entspricht, die sie dafür haben. Sie wissen um seine Abstammung und seine Herkunft; sie kennen – so glauben sie – seinen Vater und seine Mutter. Wie kann Er da behaupten, vom Himmel herabgekommen zu sein? Die Menschheit Jesu wird ihnen zum Hindernis, an Ihn als den Sohn Gottes zu glauben.

Bis heute geht es manchen Leuten so, daß Jesu menschliche Natur ihnen sein göttliches Wesen verstellt. Vielleicht halten sie Jesus von Nazareth für ein Exempel der Mitmenschlichkeit oder feiern Ihn als Begründer einer neuen politischen Praxis im Kampfe für die Rechte der Unterdrückten. Ihre Absichten mögen gut und edel sein; ihr Verständnis der Person Jesu Christ geht jedoch am Eigentlichen vorbei. Wie die Juden im Evangelium zwängen sie Ihn in ihre menschlichen Vorstellungen, welche sie blind machen für das, was an Ihm ganz neu ist, was Ihn unterscheidet von allen anderen Menschen und damit den Horizont des Denkens übersteigt, weil es nur in der Sicht des Glaubens verstanden und bejaht werden kann.

Wer sich in den Kreis des menschlich Verstehbaren einschließt, geht vorbei am Lebensbrote, das Unsterblichkeit verleiht. Er gleicht jemanden, für den mit dem Tode alles aus ist und der darum meint seines und der anderen Glück, um jeden Preis im Diesseits finden zu müssen. Das wird zum Ursprung von viel Rücksichtslosigkeit, Egoismus sowie unmenschlicher Ideologien und utopischer Fortschrittsprogramme.

Wer in Jesus Christus das wahre Brot seiner irdischen Pilgerschaft und die Quelle der Unsterblichkeit erlangen will, muß an ihn als wahren Gott und wahren Menschen glauben. Der Glaube an den einen Gott ist dafür zwar eine gute Voraussetzung, reicht aber, wie das Beispiel der Juden zeigt, alleine nicht aus. Viel weniger trägt die bloße Begeisterung für den Menschen Jesus und seine vermeintlich revolutionäre Praxis in Zeiten der Krise, zumal in der letzten Niederlage des Menschen, der Bedrängnis durch den Tod.

Der Glaube an Gott und der Glaube an Jesus Christus sind seit der Menschwerdung des Sohnes Gottes im Schoße der Jungfrau Maria untrennbar miteinander verbunden. Nur wenn ich glaube, daß Gott im Sohne Mariens Fleisch angenommen hat, kann ich in Jesus das Lebensbrot erblicken. Erst wenn ich glaube, daß dieser Jesus, der gekreuzigt wurde und am dritten Tage auferstand, Gott ist, kann ich sinnvollerweise von Ihm das ewige Leben erhoffen. Dann wird Christus mir zur Speise, die der himmlische Vater reicht und die uns auch Anfechtungen und Niederlagen bestehen läßt. Diese Speise ist

unendlich kostbarer als das Manna in der Wüste, das auf beschränkte Zeit Kraft gab und den Tod nicht besiegen konnte.

Die Anfechtung, die jeden ergreifen kann, läßt sich nicht lösen, indem man sich in sich selbst verschließt oder sich einfach gehen läßt. Wir müssen uns aufraffen und anerkennen, daß wir nur in jener Kraft fortschreiten können, die uns ohne unser Verdienst von oben gegeben wird. Wenn wir erklären, daß wir müde sind, erkennen wir an, daß Gott allein stark ist; wenn wir Bitterkeit und Angst im Leben erfahren, bekunden wir, daß nur Er Quelle des Lebens ist. Es ist die Anerkennung Jesu als Emmanuel (des Gottes-mit-uns), die uns hilft, uns wieder auf den Weg zu machen. Er macht sich zu unsrer Nahrung, damit wir unser Leben mit dem seinigen verbinden, auf daß es mit diesem zu einem einzigen zusammenwachse: „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in Mir und Ich in ihm“, sagt der Herr.

Verbunden mit dem Leben Jesu, kann unser Leben gleich dem seinigen zum Liebesdienst für andere werden. Erstaunlicherweise überwindet das Ausharren darin Kleinmut und Verdrossenheit und bewahrt vor dem Murren. Die Menschwerdung ist die große Liebestat Gottes für die Menschen: Christus, der in Gottes Gestalt war, nimmt Knechtesgestal an (cfr. Phil 2, 6). Sein Herabsteigen versteht, wer seine Liebe nachahmt, weil man das Gute schätzen lernt, wenn man es tut. Amen.

Aus der Ansprache Papst Leos XIV. vor den Mitgliedern des spanischen Parlaments (Madrid, 8.Juni 2026)

... Von den weltberühmten Seiten des Don Quijote, in denen Cervantes verkündete, dass »die Freiheit […] eines der kostbarsten Geschenke ist, die der Himmel den Menschen gegeben hat« (*Don Quijote de la Mancha,* II, 58), bis hin zur geistlichen Tiefe der heiligen Teresia von Ávila und von der großen spanischen Rechtstradition bis zur metaphysischen Unruhe Unamunos, der daran erinnerte, dass der Mensch »sich nicht damit abfindet, ganz zu sterben« (*Vom tragischen Gefühl des Lebens,* I), wusste Spanien stets, den Menschen als mehr als nur ein Rädchen im sozialen, wirtschaftlichen oder politischen Getriebe zu betrachten. Es hat ihn als ein Wesen anerkannt, das offen für die Wahrheit ist, mit Freiheit ausgestattet und von einem Durst nach Ewigkeit angetrieben, den nichts Zeitliches stillen kann; mit einem Wort: als jemanden, dessen Würde über jedem Nutzen steht und in dessen Dienst die Gesetzgebung steht.

Wenn wir heute also von der menschlichen Person sprechen, führt uns die Erinnerung natürlich nach Salamanca und zu dem Denken, das dort gereift ist. Die symbolische Präsenz der Könige Isabella und Ferdinand in diesem Saal verweist auf jene Zeit, in der Spanien vor einer historischen Verantwortung von universalem Ausmaß stand; wenige Jahre später sollte Salamanca mit einzigartiger Klarheit die ethische und rechtliche Re-

flexion übernehmen, die diese Situation erforderte. An jenem Universitätsstandort erkannten vor fünfhundert Jahren, als sich neue Welten auftaten und sich immense Möglichkeiten in den Beziehungen zwischen den Völkern eröffneten, einige Gelehrte, dass man sich nicht auf die Vernunft berufen konnte, um all das zu legitimieren, was Macht oder Eigeninteresse zweckdienlich erschien. So führten sie in die geschichtliche Unterscheidung die Frage nach dem unantastbaren Wert jedes Menschen und den ethischen Grenzen der Macht ein. Man muss anerkennen, dass die Gesellschaft und auch die Kirche nicht immer den Einsichten gerecht wurden, die in ihrer eigenen christlichen Tradition Widerhall fanden.

Allerdings eröffnete diese Frage einen intellektuellen und ethischen Horizont, der über den eigenen geschichtlichen Kontext hinausreichte. Die Vorstellung vom *totus orbis*, einer menschlichen Gemeinschaft, die größer ist als irgendeine einzelne Macht, ermöglichte es, die Existenz juridischer und ethischer Verbindungen zwischen den Völkern festzustellen. Von Spanien aus trugen die Überlegungen der Schule von Salamanca – und insbesondere die von Pater Francisco de Vitoria und anderen Dominikanern und Jesuiten – dazu bei, ein rechtliches und moralisches Bewusstsein zu formen, das daran erinnert, dass Autorität stets mit Verantwortung einhergeht und dass jeder Mensch als Träger von Rechten und Pflichten anerkannt werden muss. Dieses Anliegen ist auch heute noch aktuell: dass Würde, Gerechtigkeit und das Gemeinwohl der Maßstab der sozialen Beziehungen sein sollen, sowohl auf nationaler als auch auf internationaler Ebene.

Dies ist eines der großen Vermächtnisse Spaniens: das historische Handeln mit der Klarheit der etischen Vernunft verbunden zu haben. Dieser Beitrag, der an den Ufern des Tormes entstand, ging über die Hörsäle und Bibliotheken hinaus und wurde Teil eines umfassenderen Bewusstseins, das von der internationalen Gemeinschaft geteilt wird, die sich weiterhin fragt, wie man Frieden durch die Anerkennung des Menschen

und nicht durch den Einsatz von Gewalt erreichen kann. Dieses Erbe lebt auch in diesem Parlament weiter, jedes Mal, wenn sich der Gesetzgeber fragt, wie sichergestellt werden kann, dass das Mögliche auch gerecht ist, dass das Gesetz wahrhaft menschlich ist und dass der Wille der Mehrheit jene Güter schützt, die allen gehören, und das respektiert, was zu verletzen keine Mehrheit das Recht hat.

Die Frage von Salamanca begleitet nach wie vor die Arbeit derjenigen, die im öffentlichen Leben wirken. Heute lassen sich die neuen Welten, die sich vor uns auftun, nicht mehr auf Landkarten abbilden: Sie entstehen im Bereich der Technik, der Wirtschaft, der Biomedizin und im digitalen Universum, wo die Macht des Menschen immer sensiblere Bereiche des persönlichen und gesellschaftlichen Lebens betrifft.

Der Fortschritt bietet bewundernswerte Möglichkeiten, und dies zeigt sich heute in einzigartiger Weise in der Entwicklung von Künstlicher Intelligenz und neuen Technologien. Wie ich in meiner jüngsten Enzyklika in Erinnerung gerufen habe, ist Technologie an sich nicht neutral, denn sie nimmt die Züge dessen an, der sie konzipiert, finanziert, reguliert und nutzt (vgl. *Magnifica humanitas*, 9); deshalb muss sich unsere Unterscheidung angesichts der Veränderungen unserer Zeit auf die Frage konzentrieren, welchen Platz der Mensch in unseren Entscheidungen einnimmt und wie sich heute die Würde der Arbeit, die Solidarität, die Sozialpolitik und das Gemeinwohl auf neue Weise darstellen.

Diese Unterscheidung beginnt mit einer grundlegenden Feststellung: Jede wahrhaft gerechte Gesellschaft gründet auf der Anerkennung der unantastbaren Würde des Menschen. Diese Würde geht jeder Zuerkennung vonseiten des Staates voraus und darf nicht wechselhaften gesellschaftlichen Konsensen oder den momentanen Mehrheitsmeinungen untergeordnet werden (vgl. Benedikt XVI., *Ansprache vor dem Deutschen Bundestag,* 22. September 2011). Sie steht jedem Menschen allein aufgrund seiner Existenz zu und muss daher jede positive Rechtsordnung prägen. Der christliche Glaube proklamiert sie ausgehend von der Offenbarung; die menschliche Vernunft kann sie als ein in der Wahrheit des Menschen verankertes Erfordernis erkennen (vgl. ebd.). Wenn diese Überzeugung lebendig bleibt, wird das Recht zum Schutz für alle und zur Garantie gegen die Durchsetzung partikularer Interessen und Agenden.

Auf dieser Grundlage möchte ich heute ein ruhiges und entschlossenes Wort an diejenigen richten, die die große Verantwortung tragen, das gesellschaftliche Zusammenleben rechtlich zu regeln. Dieses Zusammenleben kann durch die Wegwerfkultur bedroht sein, worauf Papst Franziskus oft hingewiesen hat (vgl. *Ansprache vor der Vollversammlung der Päpstlichen Akademie für das Leben*, 27. September 2021). In diesem Sinne stellt sich die Frage: Welche Zukunft haben unsere Gesellschaften, wenn das Leben nicht mehr als grundlegender Wert anerkannt wird? Kann eine Gemeinschaft, die das ungeborene Kind, den alten Menschen, den Kranken, den still Leidenden oder denjenigen, der ganz auf die Fürsorge anderer angewiesen ist, ausblendet, als wirklich gerecht bezeichnet werden? Die Verteidigung des menschlichen Lebens ist weder eine Partei- noch eine konfessionelle Angelegenheit: Sie ist ein zivilisatorisches Ziel. Jedes menschliche Leben muss von seiner Empfängnis bis zu seinem natürlichen Lebensende, unter allen Umständen seiner Existenz, anerkannt und geschützt werden. Wenn diese Gewissheit verblasst, sind die Schwächsten die ersten Opfer, und das Gesetz verliert seine tief-

ste Bedeutung: jedem Menschen zu dienen und ihn zu schützen. Deshalb zeigt sich die moralische Größe einer Nation vor allem in ihrer Fähigkeit, jene Leben zu begleiten, zu schützen und zu lieben, die sich in einer besonders fragilen Lage befinden.

Das Gemeinwohl ist in gewisser Weise »die gesellschaftliche Form der Menschenwürde« (vgl. *Magnifica humanitas*, 59). Es besteht nicht in der bloßen Summe einzelner Interessen, sondern in »der Gesamtheit jener Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens, die sowohl den Gruppen als auch deren einzelnen Gliedern ein volleres und leichteres Erreichen der eigenen Vollendung ermöglichen« (*Gaudium et spes*, 26). Wenn das Gemeinwohl nicht mehr als gemeinsamer Horizont gilt, läuft das öffentliche Leben Gefahr, in Partikularinteressen zu zerfallen, die nicht in der Lage sind, das zu bewahren, was allen gehört.

In diesem Zusammenhang kommt der Familie, der ersten menschlichen Gegebenheit und natürlichen Grundlage der Gemeinschaft, besondere Bedeutung zu. Im Zuhause verbinden sich die Generationen miteinander, und es wird eine lebendige Erinnerung weitergegeben, die der Gesellschaft innere Kontinuität verleiht. Wo die Familie unterstützt wird, wird auch die geistige und soziale Stabilität der Nationen gestärkt. Die Familie wird immer die erste Schule der Menschlichkeit sein, in der man früher als an jedem anderen Ort die grundlegenden Regeln des Zusammenlebens erlernt: das Leben anzunehmen, für den anderen da zu sein, zu vergeben, zu dienen und dazuzugehören.

Auch die Bildungseinrichtungen spielen bei dieser Aufgabe eine entscheidende Rolle. In ihnen können die neuen Generationen lernen, die Wahrheit zu suchen und zu lieben, sich Fragen über den Sinn des Lebens und die Würde jedes Menschen zu stellen. Deshalb setzen viele Eltern, die sich wünschen, dass ihre Kinder lernen, Beziehungen zu knüpfen, kritisch zu denken und feste Werte zu entwickeln, große Hoffnungen in sie als wertvolle Partner bei der Erziehung ihrer Kinder. Diese Zusammenarbeit muss stets das »vorrangige und unveräußerliche Recht« der Eltern respektieren, »die Art der Erziehung und Bildung ihrer Kinder in Übereinstimmung mit ihren eigenen moralischen, kulturellen und religiösen Überzeugungen zu wählen« (vgl. *Magnifica humanitas*, 143; vgl. *Internationaler Pakt über bürgerliche und politische Rechte,* Art. 18.4). ...

Sehr geehrte Damen und Herren:

Die Welt befindet sich in einer tiefen geistigen und kulturellen Krise, die sich in vielfältigen Formen von Gewalt, Polarisierung und gegenseitigem Misstrauen äußert. In diesem Zusammenhang stellt sich der Frieden als politisches Ziel und darüber hinaus als echte moralische Notwendigkeit dar. Er verlangt nach einem öffentlichen Diskurs, der Andersdenkende respektiert, nach Institutionen, die der Begegnung dienen, nach einem historischen Gedächtnis, das nach Wahrheit und Versöhnung strebt, sowie nach einem gesellschaftlichen Leben, das in der Lage ist, soziale Freundschaft und gegenseitigen Respekt auch bei Meinungsverschiedenheiten aufrechtzuerhalten.

Auf internationaler Ebene erfordert Frieden diplomatischen Mut, ethische Verantwortung und eine Zukunftsvision, die auf der Achtung der Identität jedes Volkes und der Verpflichtung der Staaten beruht, ihre Streitigkeiten auf den friedlichen Wegen zu lösen, die das Völkerrecht bietet. Jeder Krieg ist letztlich eine schmerzhafte Niederlage für die Fähigkeit zu verhandeln und auch für jenes allgemeine Bewusstsein der Menschheit,

das zwischen den Nationen Bande der Gerechtigkeit erkennt. Waffen mögen vorübergehend für Ruhe sorgen, doch sie werden niemals einen echten und dauerhaften Frieden schaffen können.

Darum ist es besorgniserregend, dass sich an verschiedenen Orten der Welt, auch in Europa, die Aufrüstung erneut als fast unvermeidliche Antwort auf die Instabilität der internationalen Lage darstellt. Wahre Sicherheit hingegen entspringt der Gerechtigkeit, dem geduldigen Dialog, der Achtung des Völkerrechts und einer Politik, die in der Lage ist, das Leben der Völker über die Interessen zu stellen, die vom Krieg profitieren. Auch die Entwicklung neuer Technologien und künstlicher Intelligenz im militärischen Bereich erfordert eine strenge ethische Kontrolle, damit Entscheidungen über Leben und Tod niemals auf automatisierte Systeme abgewälzt oder der moralischen Verantwortung des Menschen entzogen werden (vgl. *Ansprache an der Universität „La Sapienza“,* 14. Mai 2026).

Die internationale Gemeinschaft ist gefordert, den unschätzbaren Wert des Dialogs als geduldigen Weg zu gerechten und dauerhaften Vereinbarungen wiederzuentdecken, die auf der Einhaltung von Verträgen, der Transparenz diplomatischer Maßnahmen und dem aufrichtigen Willen beruhen, den Frieden der Anwendung von Gewalt vorzuziehen. Daraus entstehen Vertrauen und Hoffnung. ...

Quelle:https://www.vatican.va/content/leo-xiv/de/speeches/2026/giugno/documents/20260608-spagna-parlamento.html